

Leseprobe aus:

**Eran Bar-Gil**

# Zwillingsstern



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

## Regen nach dem Chamsin Regen nach dem Chamsin

Gestern waren Wahlen, für heute ist Chamsin angesagt, heißer, trockener Wüstenwind. Einundvierzig Grad – so viele Mandate hat der Likud bekommen, neun mehr als die Arbeitspartei. Es ist Mai, fünf vor sieben, mein Fenster rahmt einen schlammfarbenen Himmel und eine trübe Viertelsonne ein, hinter der Scheibe baut sich der Chamsin auf. Am Abend wird die Hitze nachlassen, vielleicht wird es regnen, und vielleicht werden die Bürgerrechtspartei und die Liberalen die Sperrklausel überwinden. Carter hat schon angekündigt, er werde den nächsten israelischen Ministerpräsidenten einladen. Die nationalreligiöse Partei hat zwölf Sitze, die liberale Dasch vierzehn, die Friedenspartei Scheli zwei, Ariel Scharons Schlomzion zwei, Flatto-Scharon hat genug Stimmen für zwei Mandate bekommen, doch da er als Einziger kandidiert, wird er nur ein Mandat erhalten, die übrigen Stimmen gehen verloren. Wie Dokis tote Jahre. Wenn er heute noch lebte, wäre er siebenunddreißig. Und Joni wird heute sieben. Seit Dokis Tod, der ein unglücklicher Zufall war, habe ich vierzehn Kilo zugenommen und mit keinem Mann geschlafen, aber diese beiden oder eigentlich drei Dinge – Dokis Tod, mein Gewicht und mein Sexualtrieb – haben nichts miteinander zu tun. Und das gilt auch für die Tatsache, dass Joni, der nicht mein leiblicher Sohn ist, heute Geburtstag hat.

Sieben Uhr. Ich stehe auf. In Jonis Zimmer ist es noch still. Heute braucht er nicht zur Schule zu gehen. Ich setze mich aufs Klo, pinkele, wische mich ab und prüfe das Klopapier auf Blutspuren. Seit drei Tagen habe ich die üblichen Bauchschmerzen vor der Periode, aber es passiert nichts. Ich dusche trotzdem, spüle das Haar durch, wickle es in ein Handtuch und schlüpfe in den lila Bademantel, der in der Mitte auseinanderklafft, als ich mich vor das Becken stelle, um mein Gesicht einzucremen. Im Spiegel sehe ich meine schweren Brüste, meinen runden Bauch, das dunkle Haardickicht über meiner geschlossenen Vulva. Ich habe schon vergessen, wie es mit Doki im Bett war. Von allen Erinnerungen ist ausgerechnet diese verlorengegangen. Es gelingt mir nicht, mir seinen nackten Körper auf meinem vorzustellen, sein Gesicht an meinem Gesicht, unsere verschlungenen Zungen. Doki ist in meinem Gedächtnis zerronnen, verschwunden, verblasst und verwischt, wie eine Zeichnung auf altem Papier, und geblieben sind nur die Erinnerung an die Leere nach seinem Tod, die Witwenrente und Joni, der zweifach verwaist ist. Ich ziehe den Bademantel über dem Bauch zusammen, zurre den Gürtel fest, creme mir das Gesicht und die Hände ein und gehe ins Kinderzimmer, um nach Joni zu sehen.

Er schläft auf der Seite, die Übergangsdecke bis zum Hals hochgezogen, der Mund halb geöffnet, das feine Gesicht fast verdeckt von seinem hellen, glatten Haar, durch die Rollladenritzen fällt mattes gelbes Licht. Ich gehe in die Küche und setze Wasser auf, öffne die Balkontür und atme die trockene Morgenhitze ein. Auf der Waschmaschine steht der Käfig, der mit einem Handtuch abgedeckt ist, ich nehme es ab, betrachte das kleine Meerschweinchen, das

ich Joni zum Geburtstag gekauft habe. Ich öffne die Gittertür, das schwarzweiße Meerschweinchen weicht zurück, als ich die Hand hineinstecke und den Wassernapf herausnehme, in dem Sägespäne schwimmen. Ich spüle den Napf im Waschbecken auf dem Balkon, fülle ihn zur Hälfte mit Wasser, bringe ihn zurück, verriegele die Gittertür und stelle den Käfig auf den Küchentisch. Ich mache mir einen Kaffee, hole eine Möhre aus dem Kühlschrank und setze mich vor das Meerschweinchen, das einen verschreckten Eindruck macht. Als ich die Möhrens Spitze durch das Gitter schiebe, verkriecht es sich wieder in eine Ecke und atmet schnell. Ich öffne die Käfigtür, lege die Möhre neben den Wassernapf, stelle das Radio an und trinke meinen Kaffee aus.

Dann nehme ich das Meerschweinchen und gehe zu Joni, der immer noch schläft. Ich stelle den Käfig auf den Teppich, ziehe die Rollläden hoch und öffne das Fenster. Die Morgenhitze wälzt sich hinein wie Rauch. Ich setze mich auf die Bettkante, Joni reibt sich die Augen mit seinen kleinen Fäusten, blinzelt mit blauen Augen in seinen Geburtstag. Ich beuge mich über ihn, küsse ihn auf die Stirn und sage: «Herzlichen Glückwunsch, mein Schatz», und als er mir die Arme um den Hals schlingt, ziehe ich ihn an mich und hebe ihn aus dem Bett, als sei er ein Baby und kein Junge von sieben Jahren. Während wir uns umarmen, sieht er den Käfig auf dem Teppich und fragt: «Was ist das, Mama?»

«Ein Meerschweinchen, das ich dir zum Geburtstag gekauft habe», antworte ich, und er lässt mich los und kriecht wie hypnotisiert auf das Meerschweinchen zu, das sich in eine Ecke des Käfigs drängt. «Heute machen wir uns einen schönen Tag, mein Schatz», sage ich zu ihm, er blickt mich an und sagt: «Super!» Ich lächle ihm zu: «Aber erst Pipi und

Zähneputzen, und ich mache uns inzwischen ein Geburtstagsfrühstück.» – «Ich möchte ein weiches Ei», ruft er und läuft zum Klo.

Das ganze Jahr über vergesse ich es, aber an seinem Geburtstag fällt mir wieder ein, dass ich nicht seine biologische Mutter bin, und dieser Gedanke schmerzt von Jahr zu Jahr mehr, doch ich weiß, dass ich eines Tages diese Last abschüteln und ihm alles erzählen werde, und halte mir vor, dass der Weg zur Wahrheit nicht mit Lügen gepflastert sein muss und dass ich ihn nicht belüge, auch wenn ich ihm nicht alles erzähle, und dass außerdem die Wahrheit mehrere Gesichter hat.

Doki war sechs Jahre älter als ich, und als ich ihn kennenlernte, war er schon Arzt. Ich lief barfuß herum, mit Jerusalemer Kleidern und Haaren bis zur Taille, und glaubte, ich sei im Aufbruch zu neuen Wegen. Er trug eine Kippa wegen einer blödsinnigen Ideologie, die mit diesem Land und mit Heiligkeit zu tun hatte, und sprach Hebräisch mit amerikanischem Akzent, und obwohl selbst ich unsere Beziehung ziemlich seltsam fand, heirateten wir nach einem halben Jahr, und er gewöhnte sich die Kippa wieder ab. Seine Eltern kamen zur Hochzeit aus den USA und gaben uns Geld für eine Wohnung. Doki machte Überstunden im Krankenhaus, ich war mit meinen Übersetzungen beschäftigt und glaubte, wir seien glücklich. Wir kamen miteinander aus. Haben uns wohl auch geliebt. Doch ich wurde nicht schwanger. Meine Periode war regelmäßig, die Untersuchungen, denen wir beide uns unterzogen, waren in Ordnung, aber trotzdem blieb das Versagen an mir hängen. Wir stritten uns, worüber weiß ich nicht mehr, und versöhnten uns wieder. Wir müssen auch miteinander geschlafen haben, aber ich kann mich

nicht daran erinnern. Ich wollte mich treiben lassen, nichts erzwingen, so weitermachen, aber Doki wollte im Leben weiterkommen. Wir entschieden uns dafür, ein Kind zu adoptieren. Im Grunde meines Herzens wusste ich, dass ich nachgegeben hatte, aber Doki besaß die nötigen Beziehungen und psychischen Kräfte, um sein Ziel zu erreichen.

Es war Ende der sechziger Jahre, in der Zeit zwischen zwei Kriegen, und ich entwickelte einen wachsenden Abscheu gegen diese unerträgliche Situation. Der Siegesrausch des Sechstagekrieges und die Niederlage meiner Fortpflanzungsorgane flossen ineinander. Doki machte Karriere in seiner Abteilung, fuhr zu Kongressen nach Amerika, zog an den richtigen Drähten und witzelte: «Du wirst schon sehen, bis zum nächsten Krieg haben wir ein Kind.»

Ich erinnere mich an seine Worte, sein Lächeln, seine Ledertasche, seine feingliedrigen Hände, seine Art, einen Apfel zu schälen, und verliere mich selbst in diesen Erinnerungen. Wo war ich? Was wollte ich wirklich? Was erwartete ich vom Leben? Was bewegte mich, was trieb mich an? Ich erinnere mich an die Art und Weise, wie wir unser Leben lebten und die im Grunde unverzeihlich war, an die Wende, die Joni bewirkte, an Dokis Tod, der alldem ein Ende machte.

Joni kommt vom Klo zurück, ich stehe von seinem Bett auf und hole ihm ein weißes Hemd und eine kurze blaue Hose aus dem Schrank, doch er möchte sich noch nicht anziehen, und ich erlaube ihm, im Schlafanzug zu bleiben. Er beugt sich über das Meerschweinchen, öffnet die Käfigtür und steckt die Hand hinein. «Nimm dich in Acht, Joni», warne ich, doch er antwortet nicht, streckt seine kleine Hand nach dem Meerschweinchen aus, das sich entrollt, zu ihm hintrippelt und auf seine Hand klettert. Joni holt es ganz vorsichtig

aus dem Käfig und nimmt es auf den Schoß, Schwarzweiß auf dem Hellblau seines Schlafanzugs.

«Es hat noch schreckliche Angst», sagt er, ohne mich anzusehen, und ich lege seine Kleider aufs Bett, bücke mich, streichle seinen Kopf und drücke ihm einen kleinen Kuss auf die Backe. Er entzieht sich mir kichernd und sagt: «Nicht, Mama», und ich sage: «Aber ich möchte dich am liebsten auffressen», und überschütte ihn mit Küssen. Er wehrt sich lachend, doch ich halte ihn mit beiden Armen fest und drücke ihn auf den Teppich hinab, und das Meerschweinchen entschlüpft ihm und läuft unters Bett.

«Mach die Tür zu, mach die Tür zu», ruft Joni, und ich stehe schwerfällig auf und schließe die Tür. Der viereckige Fensterausschnitt des Chamsinhimmels färbt sich gelb, und ein trockener, böiger Wind weht staubfeinen Sand in weite Fernen. Joni kriecht unters Bett, nur seine kleinen Füße schauen heraus, und ich kann nicht an mich halten, bin mit einem Satz bei ihm und kitzle seine Fußspitzen, er bricht in Gelächter aus, tritt nach mir und ruft: «Och, Mama, fast hätte ich es erwischt.»

«Also gut, mein Schatz, ich mache uns was zu essen», sage ich in munterem Ton, gehe aus dem Zimmer, schließe die Tür, lehne mich mit dem Rücken dagegen und denke: «Da, jetzt, in diesem Zimmer warst du eben einen Augenblick lang sehr glücklich.»

Manchmal habe ich das Gefühl, dass man sich für das Glück selber entscheiden muss und dass niemand anders einen glücklich machen kann, doch dann denke ich wieder, dass Glück ein Mythos ist wie Religion, etwas Amorphes, Nichtvorhandenes, wie Gott im brennenden Dornbusch.

Dokis Leben endete durch einen dummen Zufall. Im All-

gemeinen lasse ich diesen Augenblick nicht in mir aufleben. Er ruht abgekapselt, versiegelt, voll mit Geschehen in mir. Doki starb zu Beginn des Jom-Kippur-Krieges im Krankenhaus an einem Schlaganfall. Um fünf Uhr einundzwanzig, nach neununddreißig Stunden Tag- und Nachtdienst, ganze dreiunddreißig Jahre alt. Ich wurde als Kriegerwitwe anerkannt, weil Doki aufgrund eines Notstandsbefehls für Ärzte einberufen worden war, und beziehe seitdem eine Rente, von der Joni und ich bis heute leben. Wenn ich wieder heirate, verliere ich die Rente, und mir kommt ab und zu der Gedanke, wie unsinnig dieses Gesetz ist und was für eine beschissene Ideologie dahintersteckt. Abgesehen davon berührt mich dieses Thema nicht. Es ist für mich abgeschlossen. Ich hatte keine Kontrolle über das Geschehen, und für mich ist es am besten, gar nicht darüber nachzudenken.

Ich habe nicht wirklich um Doki getrauert. Joni war schon drei, und die Tatsache, dass Doki plötzlich aus unserem Leben verschwand, verwirrte ihn und zwang mich, ganz für ihn da zu sein. Er fing an, sein Bett nass zu machen, und weigerte sich, auch als der Krieg vorbei war, in den Kindergarten zu gehen. Dokis Eltern, die wussten, dass Joni nicht ihr leiblicher Enkel war, brachen binnen eines Jahres nach seinem Tod jeden Kontakt mit mir ab, und ich wollte keinen Totenkult betreiben, um Joni die Trauer um einen Menschen zu ersparen, den er kaum gekannt hatte. Wenn er fragte, wo sein Vater sei, verschwieg ich ihm nichts: «Dein Papa ist tot. Er wird nicht mehr zurückkommen.» Die Leere, die Doki hinterlassen hatte, wurde zur Tatsache, Joni fand sich damit ab und vergaß ihn. Und ich gehe in die Küche, zünde das Gas an und setze ein Ei auf. Und warte. Der Wind weht jetzt stärker, die Luft ist schwer und staubig, und ich weiß, dass ich im Grunde meines Herzens

nichts bereue. Obwohl ich mich damals, als alles geschah, innerlich verzehrte.

Als der Tisch gedeckt ist, rufe ich Joni in die Küche. Er ist noch immer im Schlafanzug und erzählt aufgeregt, das Meerschweinchen habe die Möhre gefressen und auf den Teppich gepinkelt. «Iss, bevor es kalt wird», sage ich, helfe ihm, das spitze Ende des weichen Eis abzuschneiden, und frage ihn, ob ich ihm einen Toast mit Quark machen soll, wie er es gern hat.

«Au ja», sagt er mit vollem Mund, und ich freue mich, dass er solchen Appetit hat. Ich esse Gemüsesalat mit zwei Löffeln Hüttenkäse und trinke noch einen Kaffee.

«Was möchtest du an deinem Geburtstag machen?», frage ich ihn nach dem Frühstück.

«Zu Hause bleiben und mit dem Meerschweinchen spielen», sagt er, «und am Nachmittag möchte ich in den Luna-park, das hast du mir schon lange versprochen.»

«Einverstanden, Jojo», sage ich, und er lächelt. «Ich bin froh, dass ich Geburtstag habe», sagt er, läuft in sein Zimmer und macht die Tür zu, wie er es manchmal tut, wenn er allein sein möchte. Ich räume den Tisch ab, stelle das Geschirr ins Spülbecken und streife mir die gelben Gummihandschuhe über.

Nach dem Geschirrspülen schalte ich die Waschmaschine ein und ziehe mich an. Joni ist immer noch in seinem Zimmer. «Jojo, ich gehe einkaufen», rufe ich ihm durch die geschlossene Tür zu und mache mich auf den Weg.

Auf der Straße riecht es nach Chamsin und politischer Wende, ich zupfe an meinem Rock, damit sich meine Scham nicht so deutlich im Wind abzeichnet, und gehe zum Lebensmittelgeschäft am Ende der Straße.

Noch etwa achtzig Seiten zu übersetzen, dann bin ich mit dem Buch fertig. Nachdem ich die Lebensmittel eingeräumt habe, gehe ich in mein Arbeitszimmer, schließe die Tür und schalte den Ventilator ein. Draußen vor dem Fenster blühen Geranien im Blumenkasten. «Die hängenden Gärten», flüstere ich vor mich hin, schlage das Buch an der Seite auf, die ich gestern zuletzt übersetzt habe, lege den Finger auf die Stelle, wo es weitergeht, formuliere den Satz im Kopf und tippe ihn in die Schreibmaschine. Aber heute schweifen meine Gedanken zu Doki, der als Arzt Beziehungen im Krankenhaus hatte und die Idee mit der Adoption aufbrachte und in die Tat umsetzte. Nachdem wir die verschiedenen Ausschüsse durchlaufen hatten und für würdig befunden wurden, ein Kind zu adoptieren, begann eine zermürbende Wartezeit. Die Warteliste war lang, aber Doki versicherte mir, es werde in Ordnung gehen, bis zum nächsten Krieg würden wir ein Kind haben. Ich merkte, dass ein Schatten auf unsere Beziehung gefallen war, doch anscheinend lernten wir, damit umzugehen. Wir machten weiter, hofften, arbeiteten viel. Weder er noch ich brachten uns den Schmerz des anderen zu Bewusstsein.

Als er eines Abends aus dem Krankenhaus kam, war er sehr unruhig. Wir aßen lustlos, lasen ein bisschen und gingen ins Bett. In die Dunkelheit hinein fragte ich: «Doki, was ist los?», und er sagte: «Ich möchte nicht, dass wir wieder enttäuscht werden, aber ich glaube, unsere Chance ist da.» – «Was für eine Chance, Doki?», fragte ich leise, und er sagte: «Die Chance, ein Kind zu bekommen.»

Ich weiß noch, dass wir lange schwiegen. Doki lag auf dem Rücken. Als er endlich sprach, drang seine Stimme, auf der Dunkelheit gleitend, müde und freudlos zu mir hinüber. «Im Krankenhaus wurden zwei Etagen unter meiner Abteilung

Zwillinge geboren, Frühgeburten, zwei Jungen, die andert-halb Kilo wiegen. Ihre Mutter hat sie verlassen. Sie hatten Atemprobleme und liegen im Inkubator. Sie sind zur Adop-tion freigegeben.» Dann drehte er sich zu mir und sagte: «Du weißt, dass ich Beziehungen im Krankenhaus habe und auch in der Sozialabteilung, ich kenne die richtigen Leute, und weil es zwei sind, können wir vielleicht die Warteschlange umgehen und einen von ihnen adoptieren.» Ich schloss die Augen und sagte: «Ich glaube, das wird nicht gehen.» Dann trat ein lastendes Schweigen ein.

Schon Mittag. Ich bin nur wenig mit der Übersetzung voran-gekommen, und die Wäsche ist noch nicht aufgehängt. In dem heißen Wüstenwind sieht alles gelb und verwischt aus. Müdigkeit überkommt mich, ich stehe auf, um die Glieder zu strecken, als Joni an die Tür klopft. Er klopft immer an und kommt nie unaufgefordert herein. Ich finde das beacht-lich für einen Jungen von sieben Jahren.

«Komm rein, Jojo», rufe ich. Er hat immer noch den hell-blauen Schlafanzug an, der mit Meerschweinchenhaaren übersät ist. «Mama, ich habe Hunger», sagt er. Wir gehen in die Küche, ich wärme uns Reis von gestern auf, Joni holt das Ketchup aus dem Kühlschrank und stellt zwei Gläser auf den Tisch. Ich verteile den Reis auf zwei Teller und stelle aufgeschnittene Tomaten- und Gurkenscheiben dazu, und Joni dreht die Flasche um und schreibt seinen Namen mit Ketchup auf den Reis, vermischt alles mit der Gabel und fängt gierig an zu essen.

«Bist du müde?», frage ich ihn nach dem Essen, als er an-fängt, sich die Augen zu reiben. «Nein», behauptet er und reißt die Augen auf, und ich frage: «Was willst du bis vier Uhr machen?» – «Das Meerschweinchen dressieren», sagt

er, und ich fahre ihm mit der Hand durchs Haar und sage: «Zieh aber einen frischen Schlafanzug an, dieser ist schon ganz schmutzig.» – «Okay, Mama», sagt er, entzieht sich meiner Liebkosung und läuft in sein Zimmer. Ich stelle das Geschirr ins Spülbecken und hole die Wäsche zum Aufhängen. Glühende, staubige Luft schlägt mir ins Gesicht, als ich die Jalousien auf dem Balkon zurückschiebe, und ich überlege, ob ich bei diesem Wetter die Wäsche wirklich draußen aufhängen soll. Schließlich hänge ich sie trotzdem auf, große Büstenhalter und kleine Unterhosen, und mir fällt eine Zeile aus einem Gedicht ein, das vom Wäscheaufhängen am Vortag des Neujahrsfestes handelt. Ich gehe zurück in mein Arbeitszimmer und suche zwischen großen Büchern den schmalen Gedichtband heraus, der diese Zeile enthält. Ich blättere, bis ich das Gedicht finde: *Am Vortag des Neujahrsfestes / habe ich deine Unterhosen und Büstenhalter / auf die Leine gehängt / ein zaghafter Regen fiel / wie eine Babyhand / die über das Gesicht eines Fremden streicht. // Und ich war die Leine / und die Unterhosen, die fahnengleich flattern / und der zaghafte Regen / die Babyhand / und das Gesicht des Fremden.*

Ich weiß noch, wie Joni mein Gesicht berührte, als er mir in die Arme gelegt wurde, und ich flüsterte Doki zu: «Komm, lass uns hier verschwinden», und Joni streckte seine winzige Frühchenhand aus und legte sie auf meine Wange, und ich stand da, verwirrt, hingerissen, verloren mit diesem Baby im Arm.

Seit dem Augenblick, als wir das Krankenhaus betreten hatten, spürte ich Dokis Hand auf meinem Rücken. Sie führte mich mit dem sanften Nachdruck eines Arztes durch die Irrgänge des Krankenhauses, stützte mich, als ich die letzten Formulare unterschrieb, glitt zu meinem Nacken und mas-

sierte ihn, drückte meine Schulter, öffnete die Tür der Frühgeburtenabteilung.

Die Zwillinge lagen in zwei aneinandergrenzenden Betten und waren nur durch die Farbe ihrer Mützen zu unterscheiden. Zwei unausgereifte Menschenwesen, die zwei Monate darum gekämpft hatten, ein Gewicht von zweieinviertel Kilo zu erreichen, die lächelnde Krankenschwester, das Babygeschrei in der Station, die blendenden Neonleuchten, Dokis Hand auf meinem Rücken und sein Mund, der mir ins Ohr flüsterte: «Alles in Ordnung, Schuli?»

Ich antwortete nicht, und er sagte: «Der ist es», und zeigte auf einen von beiden, und die lächelnde Schwester ging auf die am nächsten stehende Krippe zu und nahm eines der hilflosen Würmchen heraus, und Doki sagte: «Nicht der, der andere, mit der blauen Mütze.» Die Schwester legte das Baby mit der rosa Mütze wieder in die Krippe und lächelte schuldbewusst, und ich war mir plötzlich der Grausamkeit des Schicksals bewusst, glaubte, sein bitteres Gelächter zu hören, sah durch einen düsteren Schleier hindurch, wie die Schwester den anderen Säugling heraushob und ihn mir in die Arme legte, und ich flüsterte Doki zu: «Lass uns hier verschwinden», und spürte das Händchen des Neugeborenen auf meiner Wange.

Es ist still im Haus. Ich wälze mich im Bett hin und her. Heute ist Joni sieben, doch in meiner Erinnerung an jenen Tag wird er immer der neugeborene Säugling bleiben. Drei Jahre später war Doki tot. Sein Anteil an dem, was war, ist nicht mehr relevant. Gestern hatten wir Wahlen, aber auch das ist nicht relevant für meine Probleme. Ich schlage den Gedichtband noch einmal auf und ersetze den «Vortrag des Neujahrsfestes» durch «Geburtstag»: *An deinem Geburtstag*

*/ habe ich meine Büstenhalter und deine Unterhosen / auf die Leine gehängt / ein zaghafter Regen fiel / wie eine Babyhand / die über das Gesicht eines Fremden streicht. // Und ich war die Leine / und die Unterhosen, die fahnengleich flattern / und der zaghafte Regen / die Babyhand / und das Gesicht des Fremden. // Dein Geburtstag / und wir suchen das Symbol / auf der Wäscheleine / und Regen, nüchtern wie Abels Gedanken / als er dem Herrn seine Erstlinge opferte / fällt senkrecht zur Erde. // Und du warst das Symbol und der Festtag und Abel / dem der Himmel gnädig war. Und du warst / senkrecht in der Erde / und ich werde immer die gewundene Leine sein. // An deinem Geburtstag / wie zwei Bäume am Rande des Hügels / sind wir hartnäckige Liebe / und Schande.*

Allmählich schlafe ich ein. Ich träume und weiß, dass ich träume. Träume im Wachen. Reinige mich innerlich. Gerade an seinem Geburtstag – wie er in der Geburtsurkunde steht –, und nur an diesem Tag, versinke ich bis zum Hals in Erinnerungen und zerfleische mich. Wie wir die Warteliste umgingen, wie willkürlich wir unsere Wahl trafen, wie distanziert das alles ablief, und trotzdem wuchs aus alledem ein Kind heran. Es lernte gehen. Seinen Schmerz ausdrücken. Und ihn verbergen. Dieser Junge ist mein. Nach Fug und Recht. Nach Gesetz und Gefühl. Er hat keine Wurzeln in der Vergangenheit außer mir, er hat keinen Menschen in der Welt außer mir, und ich bin seine Mutter, obwohl ich ihn nicht aus meinem Schoß geboren habe. Doch ich habe ihn in meinem Schoß geborgen, ihn in mein Leben einbezogen, ihm ein eigenes Leben geschenkt, und ich habe ihm ein großes Geheimnis genommen und es für ihn bewahrt und bewahre es immer noch, und vielleicht werde ich es ihm eines Tages erzählen, oder ich werde alles so weiterlaufen lassen wie bisher.

Ich träume im Wachen. In meinem Traum sehe ich uns im Lunapark, unter vielen Menschen, wir bahnen uns einen Weg durch das Gedränge, ringsum Karusselle, Drehorgeln, rot glasierte Äpfel, Zuckerwatte, Autoscooter, Schießbuden, heiße Würstchen, Zerrspiegel, in denen man sich kleiner und größer, dicker und dünner, doppelt und vierfach und tausendfach sieht. Wir gehen Hand in Hand an dem Stand mit den Wasserpistolen vorbei. Aus dem Augenwinkel sehe ich plötzlich einen Jungen, der eine tropfende Wasserpistole in der rechten Hand hält und einen Wasserstrahl in den Mund eines Plastikclowns schießt, aus dessen Kopf ein großer Ballon herauswächst und schließlich platzt, und der Junge bekommt einen großen Teddybären und wendet uns das Gesicht zu, und ich sehe Jonis Spiegelbild – das gleiche glatte hellbraune Haar, das ihm in die Stirn fällt, die gleichen meerblauen Augen, die Stupsnase und die dünnen Lippen. Ich halte Joni die Augen zu, und er fragt: «Mama, was machst du?», doch ich antworte nicht und wache auf und weiß, dass ich wach bin, und höre ein leises Klopfen an der Tür.

«Bist du wach?», fragt Joni beim Eintreten, der Schweiß auf meiner Haut brennt, ich bitte ihn, das Fenster zu öffnen. Er zieht den Rollladen hoch, und ich sehe, dass er angezogen und fertig zum Ausgehen ist.

«Wie spät ist es?», frage ich, und er sagt: «Schon sechs.»

«Ich habe Kopfwahl, kannst du mir bitte ein Glas Wasser bringen, mein Schatz?»

Er läuft ins Bad und bringt mir Wasser und Paracetamol, und ich lächle ihn liebevoll an, schlucke die Tablette und sage: «Ich mache mich nur eben fertig, dann gehen wir.»

Mit der Dusche spüle ich die Beklemmung weg, die mich immer an seinem Geburtstag befällt, und ich merke, dass die Tablette zu wirken beginnt. Joni ist in der Küche und

macht mir einen Kaffee, was er gerade erst gelernt hat, und als ich im Bademantel herauskomme, bringt er den Kaffee und stellt ihn auf den Nachttisch.

«Komm her, du Heinzelmännchen», rufe ich, und er läuft zu mir und umschlingt meine Hüften, und ich frage: «Warum hast du mich nicht schon um vier geweckt?» – «Weil du geschlafen hast.» Ich sage: «Stimmt, genau deshalb hättest du mich wecken sollen», und er sagt: «Wenn jemand schläft, darf man ihn nicht stören, weil man ihm dann im Traum erscheinen kann», und ich frage: «Wo hast du das denn her, Jojo?» – «Das haben wir in der Schule gelernt», und ich sage: «So ein Unsinn, mein Häschen, wenn ich nächstes Mal bis zum Abend schlafe, kannst du mich ruhig wecken», und streiche ihm übers Haar und drehe ihn so, dass er mir den Rücken zukehrt, während ich meine Unterhose anziehe, und er sagt: «Trink deinen Kaffee, sonst wird er kalt.»

Ich setze mich aufs Bett und nehme einen Schluck, werfe ihm ein Küsschen zu und sage: «Das ist der beste Kaffee, den ich je getrunken habe», und Joni lacht aus vollem Hals und fragt: «Soll ich dir zeigen, wie ich das Meerschweinchen dressiert habe?», und ich sage ja.

Er läuft in sein Zimmer und kommt mit dem schwarzweißen Meerschweinchen auf dem Arm zurück. Ich sage: «Setz es nur nicht auf mein Bett», und Joni setzt das Tier auf den Teppich, geht zwei Schritte zurück und sagt: «Schau mal, Mama», legt seine kleine Hand auf den Boden, und das Meerschweinchen läuft zu ihm und klettert auf seine Hand, und ich sage: «Du bist klasse, Joni», und er sagt: «Wir müssen nicht weggehen, wenn du müde bist.»

«Wieso», wehre ich ab, «ich bin überhaupt nicht müde, setz das Meerschweinchen wieder in den Käfig und lass uns gehen.»